



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur

Neue Atlanten. Seit Ende vorigen Jahres erscheint in 17 Lieferungen G. Debes' Neuer Handatlas über alle Teile der Erde in 59 Haupt- und weit über 100 Nebenkarten (mit alphabetischem Namensverzeichnis). Im Jahre 1895 wird er vollendet sein. Zwölf Karten liegen uns vor und versprechen ein schönes, gediegenes Werk. Der Atlas wird weniger reich als der Stieler'sche, der an der Spitze bleibt, aber vollständiger als der Andreesche sein, den er an wissenschaftlicher Originalität und an Schönheit übertrifft; er wird auch nur halb so teuer als der Stieler'sche und etwas teurer als der Andreesche sein. Man kann also diesmal mit Recht von der Ausfüllung einer Lücke sprechen, denn das neue Werk stellt sich mitten zwischen die beiden ältern, vereinigt einige ihrer Vorzüge und fügt eigne hinzu. Am höchsten stellen wir die Verbindung der wissenschaftlichen Echtheit und Gediegenheit mit praktischen und ästhetischen Vorzügen, die natürlich zum Teil darin begründet sind, daß wir hier den jüngsten der großen Atlanten vor uns haben. Karten wie die Elsaß-Lothringens mit dem nordöstlichen Frankreich bis nach Chalons sur Saône und Orleans, oder die Westrußlands bis Smolensk, oder die Ostasiens, besonders Chinas, bis nach Thaha, sind so in keinem andern Atlas zu finden. Dabei sind es höchst zeitgemäße Karten, weil sie auf einem einzigen Blatte Gebiete darstellen, die gerade jetzt, freundlich oder feindlich, entschieden zusammengehören und zusammen überblickt werden wollen, mehr aber noch, weil sie alles Neueste bringen. Die Karte von Ostasien ist überhaupt die beste, die wir jetzt haben. Wir haben auf den zwölf Blättern, die uns bis jetzt vorliegen, manche Gegend nach eigener Kenntnis vergleichen können, und haben überall die Zeichnung der Bodenformen und die Rechtschreibung der Ortsnamen tadellos gefunden. Es ist aber auch die Seite der Schönheit berücksichtigt, in der ja, besonders durch den Einfluß Vogels in Göttingen, die deutschen Karten besonders erfreulich fortgeschritten sind. Und der angenehme lichtbräunliche Grundton, die feine Gebirgszeichnung und die scharfe schöne Schrift thun auch dem Auge wohl. Wenn uns an manchen Stellen die Menge der Ortsnamen allzu groß vorkommt, an andern die politischen Grenzen oder die Verkehrslinien das Naturbild, besonders in Gebirgsgegenden, zerschneiden oder verdecken — wir nennen z. B. die Ostküste Italiens, die Vogesen, das schweizerisch-französische Grenzgebiet im Jura — so ist das ein Vorwurf, den wir nicht diesem Atlas, sondern der modernen Kartographie überhaupt machen. Die Kartographie muß eben doch darauf hinstreben, uns für jedes Land Doppelkarten zu schaffen, von denen eine durchscheinende die Grenzen, Wege und Namen enthalten und sich genau mit ihrer Schwesterkarte decken muß, auf der durch Bodengestalt und Gewässer das Naturbild des Landes eingetragen ist. Nur so kommen wir aus der Überladung heraus, die jetzt den besten Bestrebungen auf kartographischem Gebiete das Ziel verrückt und sich namentlich auf den Schulkarten in schädlicher Weise breit macht. Wenn wir endlich noch ein Wort von der gedruckten Beigabe sagen sollen, so begrüßen wir die Namensverzeichnisse dankbar, die den einzelnen Karten beigegeben sind. Die Ankündigung hätten wir etwas weniger geräuschvoll instrumentirt gewünscht, denn so viel wir sehen, ist das kein Werk, auf das mit Pauken und Trompeten aufmerksam gemacht zu werden brauchte. Zum Schluß möge der Wunsch nach einer Mappe gestattet sein, in der die vom Buchhändler glücklicherweise ungebrochen gelieferten Karten schützend untergebracht

werden können. Wer sich später den Atlas einbinden lassen will, kann ja die Mappe dazu verwenden.

Der Deutsche Kolonialatlas (30 Karten mit vielen hundert Nebenkarten, entworfen, bearbeitet und herausgegeben von Paul Langhans) setzt sich die Aufgabe einer vollständigen Darstellung der deutschen Kolonien, nicht bloß der anerkannten deutschen Schutzgebiete, sondern der zahllosen deutschen Ansiedlungen außerhalb der Grenzen des Reichs. Damit ist dem Atlas ein großes Ziel gesteckt, wie nie einem ähnlichen Werke vorher, denn es handelt sich um nichts geringeres als um die Darstellung der Ausbreitung der gesamten geistigen und materiellen Kultur über den Erdball. Wir brauchen wohl nicht die Wichtigkeit einer solchen Unternehmung hervorzuheben in einer Zeit, wo es selbst dem Kurzsichtigsten klar wird, daß er nicht bloß in seinem Dorfe und in seinem Lande, sondern auf der Erde, nicht bloß mit Mitbürgern, sondern mit der ganzen Menschheit lebt. Ein Werk wie dieses gehört so recht in die Zeit der jungen deutschen Kolonialpolitik hinein, von der wir sicherlich erst die Anfänge sehen, ja es ist uns geradezu notwendig geworden. Es handelt sich hier nicht um eine Zusammenstellung neuer Karten der deutschen Schutzgebiete — dazu gehört ja nicht mehr viel, wir sind mit solchen Karten überschüttet worden, meistens schlechten —, sondern hier ist eine ganz neue Arbeit geleistet und für politische Schlüsse eine neue Grundlage geboten. Wie dem Rückblick auf die Entwicklung unsers Landes die wirtschaftliche Einigung und der ihr folgende Aufschwung des Gewerbes und Handels als die Vorbedingung der politischen Einigung und Machtentfaltung erscheinen und wie das wirtschaftliche Ausdehnungsbestreben und das Rationalbewußtsein des deutschen Volkes zusammengingen, bis sie in der Gründung der deutschen Kolonien dem Deutschtum außer Europa den ersten Rückhalt schufen, so sieht der Entwurf dieses Atlas auch in der Zukunft die deutschen Siedlungen im Ausland und die deutschen Schutzgebiete, die Verbreitung der geistigen und materiellen Kultur der Deutschen über die ganze Erde als etwas untrennbares. Daher gehen neben den Karten der deutschen Schutzgebiete, die den eigentlichen geographischen Kern des Atlas bilden (Kamerun und Togo, Ostafrika und Südwestafrika in vier, das Schutzgebiet der Neuguineakompagnie in sechs Blättern, die Marschallinseln in einem Blatt), Karten von Nord- und Südamerika, Afrika und Australien her, die die Verbreitung der Deutschen, ihres Handels und Verkehrs, ihrer Forscherthätigkeit, ihrer Missionen und ihre geschichtlichen Stätten (Groß-Friedrichsburg, Arguin u. a.) darstellen. Ähnliche Karten mit zahlreichen Nebenkarten zeigen das Deutschtum in Österreich und Rußland (Rußland mit fünf und vierzig Nebenkärtchen deutscher Kolonien!). Gleichsam die Einleitung zu dem Atlas werden bilden die Karten über die Verbreitung der Deutschen über die Erde, deutscher Handel und Verkehr auf der Erde, Europa, Übersicht der Verbreitung der Deutschen und ihrer geistigen Kultur, sowie der Vereine zur Förderung deutscher Interessen im In- und Auslande und deutscher Handel und Verkehr in Mitteleuropa. Volkswirtschaftlich-statistische Erläuterungen sollen in Form kurzer Begleitschriften beigegeben werden, von denen die erste über das Schutzgebiet von Neuguinea bereits vorliegt und einen sehr guten Eindruck macht.

Über die Darstellungsweise und Auswahl auf den bis jetzt erschienenen zehn Blättern kann man verschiedener Meinung sein; nicht aber darüber, daß hier eine großartige Arbeit von nationaler Bedeutung begonnen ist, für deren tüchtige Durchführung die Anstalt von Justus Perthes in Gotha und der durch frühere Kolonialkarten rühmlich bekannte Verfasser Gewähr leisten. Wir wünschen dem „Deutschen Kolonialatlas“ die Teilnahme aller politisch denkenden Deutschen und hoffen, daß nationale

Bereinigungen, wie die Schulvereine und Kolonialgesellschaften, in ihrem eignen Interesse zu seiner Verbreitung beitragen werden. Er wird hoffentlich Ende 1894 abgeschlossen sein und wird dann einen stattlichen Karten- und Textband zu dem verhältnismäßig billigen Preis von 24 Mark bilden.

Unter der gelben Flagge. Erinnerungen und Eindrücke von meiner Reise nach Arabien und Kleinasien von Dr. Justin Karlinki. (Separatabdruck aus der „Hygienischen Rundschau,“ Berlin, 1894)

Es sind keine Reisebilder in dem gewöhnlichen Sinne, die wir in diesem Schriftchen aus der Feder eines österreichischen Arztes erhalten; wer mit Stangens Reisegesellschaften nach dem Orient geht, sucht andre Eindrücke, als sie hier geschildert werden. Der Verfasser hatte von der österreichisch-bosnischen Landesregierung in den Jahren 1891 und 1893 den ehren- und gefährvollen Auftrag erhalten, sich nach Djeddah (dem Hafen der heiligen Stadt Mekka) zu begeben, dort die bosnischen Pilger, die von Mekka eintrafen, zu sammeln und diese unter fortwährender ärztlicher Kontrolle durch die Quarantänen am Roten Meer und in Kleinasien über Konstantinopel heimzuführen. Da beidemale, und namentlich im vorigen Jahre, unter diesen bosnischen Pilgern die Cholera wütete, so war die Aufgabe des führenden Arztes mit tausend Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft. Die Schilderungen, die Dr. Karlinki von den Zuständen in Djeddah, von dem Quarantänelager zu El-Tor auf der Sinaihalbinsel und von den Verhältnissen im kleinasiatischen Quarantänehafen von Clazomene bei Smyrna giebt, sind zwar kurz und knapp, aber vielsagend. Für ein größeres Publikum haben sie insofern Interesse, als der ausgezeichnete Arzt nachweist, wie wenig seither von allen auf Sanitätskonferenzen und hygienischen Kongressen gefaßten Beschlüssen und Vorsichtsmaßregeln auf ägyptischem und türkisch-arabischem Gebiet verwirklicht worden ist. Als Endergebnis erklärt der Verfasser: „Die Desinfektion, wie sie derzeit in El-Tor gehandhabt wird, ist unzureichend und bietet keine Sicherheit gegen die Verschleppung der Seuche.“ Die Pilgerzüge nach Mekka und das Zurückfluten der Pilgerscharen nach den Küstenländern des Mittelmeers bergen, wie aus allem hervorgeht, eine fortgesetzte Verstärkung der Cholerafahre auch für Europa. Diese Gefahr kann, da es sich bei der Pilgerfahrt nach Mekka um heilige Überlieferungen und Pflichten aller Bekenner des Islams handelt, eben nur gemindert, nicht völlig beseitigt werden. Der österreichische Kaiserstaat aber ist nicht zu beneiden, daß ihm zu allen Schwierigkeiten seiner Lage auch noch die Sorge um die seelischen und leiblichen Interessen einiger hunderttausend Muhammedaner aufgebürdet worden ist.

Shakespeareana. Von Wilhelm Dechelhäuser. Berlin, Julius Springer, 1895

Der Verfasser dieser Sammlung von Aufsätzen zur Kenntnis und Erkenntnis Shakespeares ist einer der Gründer und ein eifriges Mitglied der Deutschen Shakespearegesellschaft, über deren Entstehung, Aufgabe und seitherige Leistungen sich auch der einleitende Aufsatz verbreitet. Die übrigen enthalten und behandeln: „Die Würdigung Shakespeares in England und Deutschland,“ „König Richard III.,“ „Die Darstellung des Sommernachtsstraums,“ „Die Zechbrüder und Trunkenen in Shakespeares Dramen,“ „Grundsätze für die Bühnenbearbeitung Shakespeareischer Dramen,“ „Die Szenierungsfrage“ und „Bemerkungen zur Bearbeitung und Szenierung einzelner Stücke.“ In allen giebt sich umfassende und eindringende Belesenheit und warme Begeisterung für den großen Dramatiker kund, und da Dechel-

häuser in der Mitte der Dinge beharrt und noch an die Dichterpersönlichkeit und Dichtertätigkeit Shakespeares glaubt, so lassen sich seine Erörterungen und Vorschläge ohne leidenschaftliche Erregung und Parteinahme lesen. Mit Recht beruft er sich darauf, daß es in ästhetischen Dingen eine Art des „Dilettantismus“ giebt, die eine Kleinigkeit vor diesem oder jenem „Fachgelehrten“ voraushaben kann: nämlich das intuitive Verständnis; er hätte nur vermeiden sollen, in derselben Rede den hochmütigen Ausfällen Elzes gegen den geistvollen Rümelin (mit dem man ja nicht in allem übereinzustimmen braucht) ohne weiteres beizutreten. In der Vergleichung des englischen und des deutschen Shakespearekultus nimmt Dechelhäuser mit nationaler Parteilichkeit den Mund etwas zu voll; es ist richtig, daß wir Shakespeare besser und nachhaltiger für unsre Bühne gewonnen haben, als die Engländer, deren Theaterwesen eben länger im argen liegt, als unser eignes. Aber daraus folgt doch noch nicht, daß sich der englische Geist überhaupt aus den Bahnen Shakespeares entfernt habe und in „bigotter Versunkenheit“ für Wert und Wesen seines großen Dichters völlig unempfänglich geworden sei.

Turgenzew und Tolstoj. Von Eugen Kühnemann. Berlin, Richard Wilhelmi, 1893

Diese kleine Studie sucht den Hauptunterschied, der zwischen den beiden hervorragendsten Dichtern Rußlands, zwischen Turgenzew und Tolstoj obwaltet, und aus dem sich das wunderliche, halb freundschaftliche halb gegensätzliche Verhältnis beider im Leben ergab, klar zu machen, stellt dabei freilich die tiefere und mächtigere Natur des Verfassers von „Krieg und Frieden“ hoch über die bildungsfrohe Persönlichkeit Turgenzews. „Die Urkraft Tolstoj's, die so ganz aus sich erlebte, (?) verstand den klugen Beobachter nicht, der aus dem Zufallskreise der Bildung der Gegenwart auf das Leben sah. Diese Liebe, die ausströmend sich schöpferisch erwies und eine Welt gebar und eine neue sittliche Ordnung der Menschheit in sich erfuhr, sie verstand die zarte und eigne Empfindung der Liebe nicht, die in der verschlossenen Stille des Selbst träumerisch sann.“ Bei dieser bewundernden Schätzung Tolstoj's, die wir nicht teilen, muß es hervorgehoben werden, daß sich Kühnemann über die Schranke des Tolstoj'schen Geistes, über den völligen Mangel des Gefühls für Persönlichkeit nicht täuscht. Aber auch das Verhältnis des Dichters zur ganzen Welt der Bildung verdient wohl noch eine andre Beleuchtung, als ihm in der kleinen Schrift zu teil wird.

Journalistenlos. Aus den Erinnerungen eines Redakteurs. Von Karl Alexander Freimuth. Zürich, Verlagsmagazin (F. Schabelig), 1894

Es ist merkwürdig, wie lange die gleichen Redensarten und Berichte von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt getragen werden können. Die schlechte Behandlung, die Verleger, Zeitungsleser und die gesamte öffentliche Meinung für viele und große Dienste den Herren Journalisten zu teil werden lassen, die gänzliche Unkenntnis der schweren Mühen, der außerordentlichen Leistungen besagter Herren und infolge dieser Unkenntnis der grobe Undank des Publikums — es steht alles in dieser Halbnovelle wieder hübsch bei einander. Ob es noch naive Gemüter giebt, die wirklich glauben, daß der sechsten Großmacht und ihren Vertretern so bitteres Unrecht geschieht, daß durch blödsinniges Vorurteil fort und fort die unschätzbaren Verdienste der Presse unterschätzt werden, wissen wir nicht. Das wissen wir aber, daß von all dem Leid und Elend, das in diesem „Journalistenlos“ geschildert wird, drei Viertel erlogen ist. Wenn uns der Verfasser erzählt, daß es kaum einen

geringschätziger behandelten Menschen gebe, von dem man gleichwohl die allererdenklichste Vielseitigkeit verlange, als den Journalisten, so vergiftet er das einfache und ehrliche Eingeständnis, daß ein großer, leider wohl der größte Teil unsrer Journalisten die erste Bedingung ihres Berufs nicht erfüllt, die nämlich, wirkliche Teilnahme, ehrliches Interesse an den Dingen, Unterscheidungsvermögen für das Große und das Kleine, das Gute und das schlechtthin Verächtliche zu zeigen. Es ist ja vollkommen in der Ordnung, daß sich der Verfasser gegen Gefindel verwahrt, das nicht zwei Worte richtig zu schreiben versteht und sich dennoch stolz auf seinen Visitenkarten Journalisten nennt, aber mit der Ablehnung dieser „Individuen,“ ja selbst mit der vorgeschlagenen Universitätsprüfung der Zeitungsschreiber ist nicht das geringste erreicht. So lange die bloße „Fertigstellung“ der täglichen Nummer (gleichviel, was drinnen steht) als höchste Leistung gilt, und so lange der Wahnsinn der „Aktualität,“ der allem Verständnis und allem gesunden Urteil ins Gesicht schlägt, unsre Tagespresse beherrscht, so lange kann auch kein esprit de corps helfen. Wir kennen Zeitungen mit lauter „studirten“ Redakteuren, in denen es Tag für Tag von den unglaublichsten Schnitzern wimmelt, und in denen sich die größten Bestrebungen, die vortrefflichsten Leistungen der Wissenschaft, der Kunst, der Technik u. s. w. mit den elendesten Stümperien und den kindischsten Sportjämmerlichkeiten über einen Kamm scheeren lassen müssen. Wo soll da bei halbwegs gebildeten und vernünftigen Menschen der Respekt vor der Zeitung und die in diesem Büchlein geforderte Teilnahme an dem Journalistenlose herkommen?

Anleitung zur Schreibung und Aussprache der geographischen Fremdnamen für die Zwecke der Schule. Zweite, verbesserte Auflage, bearbeitet von F. Behr, M. Hummel, F. Marthe, C. Ohlmann, B. Volz. Breslau, Ferd. Hirt, 1894

Dieses handliche, hübsch ausgestattete Büchlein enthält Ausspracheregeln für Namen aus fremden Sprachen, und zwar für das Skandinavische, Englische, Französische, Holländische, Italienische, Magyarische, Russische, Spanische und Portugiesische, ferner etwa dreitausend alphabetisch geordnete Einzelnamen mit der zugehörigen Aussprache, wenn diese von der Schreibweise abweicht. Die Aussprache ist weggelassen in den Fällen, wo sie sich mit der Schrift deckt. Da wäre aber die Anführung des Namens überhaupt unnötig gewesen. Die Nasalirung im Französischen ist durch „ng“ wiedergegeben (Lyong, Verdöng), eine Aussprache, die nicht gerade schön lautet und auch nicht ganz richtig ist. Im übrigen kümmern wir Deutschen uns offenbar zu sehr um die Sprechweise unsrer Nachbarn, statt — wie die Franzosen — fremde Namensformen unsrer Aussprache anzupassen. Im Französischen, Englischen und Italienischen mag die Sorgfalt angebracht sein; aber ob Wladikaffkas oder Wladikawkas zu sprechen sei, damit sollte man doch die Schüler nicht plagen. Mangelnde Sprachkenntnisse wird man ohnedies auch durch das gewissenhafteste Studium der Aussprache geographischer Namen nicht verdecken können. Deutsche Namen sollten freilich durchweg richtig gesprochen werden (z. B. Bege-sack = Fegesack, Soest = Soft, Diebenow = Difeno); sonst aber ist es für den Schüler wichtiger, zu wissen, wo eine Stadt liegt, als wie man sie spricht, besonders wenn sie hinten weit in der Türkei oder gar in Turkestan liegt.

